

Literatur des Auslandes.

N^o 9.

Berlin, Montag den 21. Januar

1833.

Polen.

Die Entstehung der romantischen Poesie in Polen.

Bis an das Ende des achtzehnten und auch noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts sind die Polnischen Dichter gewissen unveränderlichen, aus Frankreich herstammenden und mit Unrecht klassisch genannten Regeln gewissenhaft treu geblieben. Wie in Deutschland zur Zeit Gottscheds, wurden nur diejenigen Dichtungen für poetisch gehalten, die in den vorgeschriebenen Formen sich bewegten, und gleich dem genannten Leipziger Professor, verdammt auch die Polnischen Aristarchen Alles, was die Gränzlinie jener zu einer ausschließlichen Theorie erhobenen Regeln zu überschreiten wagte. Die Klassiker, wie sie sich mindestens selbst nannten, übten in ihrer Schule eine Art von Zunftzwang, dem sich jeder, der auf den Namen eines Meisters Anspruch machte, unterwerfen mußte, und der besonders streng auf dramatische Werke angewandt wurde, wo die Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung für so notwendig galten, daß jede Abweichung, wie man sie zuerst im Shakespeare und später in den dramatischen Arbeiten der Deutschen erblickte, als das Zeichen einer barbarischen Poesie erschien. Darum entbehren aber auch selbst die besten Trauerspiele der in ihrer Art vollendetsten Polnischen Dichter jenes Interesse, das nur die dramatische Fülle des Lebens mit allen seinen Bewegungen, die in jene willkürlichen Regeln unmöglich hineinzujwängen sind, dem Zuschauer vor der Bühne gewähren kann. Der talentvolle und gelehrte Keliński läßt darum schon die jetzige an eine lebendigere Kunst gewöhnte Generation ohne Theilnahme, und seine Barbara Radziwill, die, was den Wohlklang der Sprache und die Vollendung des Verses betrifft, als eines der vorzüglichsten Werke der dramatischen Poesie der Sarmaten angesehen werden kann, ermüdet und läßt den Leser wie den Zuschauer fast.

Es war vorauszusetzen, daß, eben so wie es in Deutschland geschehen war, auch in Polen früher oder später eine Emancipation von diesem Regelzwange stattfinden würde; es war aber auch eben so leicht vorherzusagen, daß eine solche Neuerung alle Gottscheds in Harnisch bringen und daß es eines Lessing'schen Geistes bedürfen würde, um den Verleerungen der Schule mit Erfolg zu widerstehen. Dieser Geist hat sich glücklicher Weise gefunden, und so groß die Macht auch war, die sich gegen ihn erhob, er hat den Sieg davongetragen und somit seinen vollen Beruf dargehan.

Adam Mickiewicz war es, der die neue Lehre durch Wort und That einführte; sein kritischer Heereszug war durch ein mächtiges poetisches Hülfscorps unterstützt, und während er die Anhänger am Alten durch Argumentationen angriff, eroberte er die Sympathie der Jüngeren durch seine Verse. Mit Recht wird er daher auch der Reformator der Dichtkunst in Polen genannt. Je ungleicher der Kampf im Anfange erschien, um so mehr mußte er das Interesse für den jungen Kämpfer erregen, der allein gegen ein Heer von Veteranen der sogenannten klassischen Schule, zum Theil Männer von Verdienst und großer Gelehrsamkeit, da stand. Aber je schwieriger der Sieg, um so ruhmvoller wurde er auch für ihn, der am Ende einen Theil seiner früheren Gegner in seinen eigenen stets anwachsenden Reihen erblickte. Jetzt erheben sich nur noch hier und da einzelne Stimmen der Klassiker, aber sie verhallen ohne Anklang, und wo in Polen jetzt die Muse — schüchtern noch und erschreckt vom kaum überstandenen blutigen Kriegs-Tumult — sich blicken läßt, da erscheint sie in dem romantischen Gewande, das Adam Mickiewicz ihr zuerst geliehen hat.

Die Werke dieses Dichters, von denen bereits mehrfache Ausgaben (in Wilna, Warschau, Posen und Paris) erschienen, sind bis jetzt in fünf Bänden herausgekommen, von denen drei seine kleineren Gedichte (Balladen, Sonette u. s. w.) enthalten, der vierte das bisher noch unvollendete größere Gedicht Dziady umfaßt, in welchem Mickiewicz die alten Litbauer und namentlich das sonst von ihnen gefeierte „Fest der Todten“ mit ergreifendem Darstellungstalent schildert, und der fünfte Theil endlich einen historischen Roman: Konrad Wallenrod enthält, in welchem die Heldenthaten des Großmeisters dieses Namens gefeiert werden.

Uebereinstimmend ist jetzt das Urtheil, daß Mickiewicz der vaterländischen Sprache einen neuen Reiz zu verleihen wußte. Der süße Wohlklang seines Verses schmeichelt dem Ohr, wenn er von weiblichen Lippen, und belebt durch seine Frische, wenn er von einem reinen männlichen Organe dem Zuhörer ertönt. Die Tiefe seiner Ge-

denken und die lähne Originalität seiner Bilder sichern ihm nicht bloß unter den Dichtern seiner Landsleute, sondern auch unter denen aller Nationen einen ehrenvollen Platz.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit auch eines zweiten Namens gedenken, eines jüngeren Dichters, der dem älteren Meister mit Erfolg nachgestrebt hat. Anton Eduard von Ddyniec, eben so wie Mickiewicz ein Litbauer, hat auch so wie dieser besonders die Litthauische Sagenwelt in seinen Gedichten wiedergegeben, wodurch die Polnische Literatur einen neuen charakteristischen Zug erhalten hat. Die melancholische Tiefe, die die Erzeugnisse dieses Dichters auszeichnet, giebt namentlich seinen Balladen einen eigenen Reiz, dem ähnlich, der uns in den Dänischen Gesängen anzieht.

Schließlich mag es uns gestattet seyn, eines anderen noch sehr jungen Mannes, Namens Skawacki zu erwähnen, der vor kurzem seine poetischen Erzeugnisse in zwei Bänden herausgegeben hat und darin einen so unverkennbaren Beweis seines Talenten niederlegte, daß wir mit Recht erwarten dürfen, er werde sich würdig der Reihe der neuen romantischen Dichter Polens anschließen.

Bibliographie.

- Pulawy. (Beschreibung von Pulawy.) Von August Kretowicz. Lemberg.
Bitwa pod Stabnem. (Die Schlacht bei Stabno.) Von Stanislaus Jaszowski. Zweiter Theil. Lemberg.
Zbiór pisarzyw polskich. (Sammlung Polnischer Schriftsteller.) Theil VI. Polnische Chronik von Bielsti. Warschau.
Zbiór powinszowań dla młodzieży plei obojey. (Sammlung von Glückwünschen für junge Leute beiderlei Geschlechts.) Von August Kretowicz. Erster Theil. Lemberg.
Nauka praktyczna o gorzelniach drewnianych. (Praktische Anweisung in Bezug auf die von Holz konstruirten Brennereien.) Vom Major Kasperowski. Lemberg.

Frankreich.

Chateaubriand und seine Werke.

Von einem Englischen Kritiker dargestellt.

(Schluß.)

Wir erwähnten oben auf tadelnde Weise der Gräuel, welche am Ende der „Rathez“ zusammengehäuft werden, und die von einem verderbten Geschmack zeugen, den die Franzosen nur zu leicht Englischen Schriftstellern vorwerfen. Ein strafbares Weib wird in einen Pfuhl geworfen, der von Klapperschlangen wimmelt, Nordthaten folgen rasch auf einander im Geleite von Verbrechen, die wir nicht nennen wollen. Die letzten Zeilen enthalten eine Stelle, welche die Moral der Geschichte zusammenfassen soll, und die wir nicht mit Stillschweigen übergehen können: „Es giebt Geschlechter“, wird darin gesagt: „welche das Schicksal zu verfolgen scheint. Klagen wir die Vorsehung nicht an. René ist bis zu seinem Tode der Gegenstand unnatürlicher Leidenschaften, die Amalie dem Himmel und Durdé der Hölle zuführen. René trifft die doppelte Rächigung für diese strafbaren Triebe. Man bringt nicht Andere auf Abwege, ohne selbst eine gewisse Hinneigung zum Bösen zu haben, und wer, selbst ohne seinen Willen, die Ursache eines Unglücks oder Verbrechens wird, ist nie unschuldig vor dem Auge Gottes.“

„Klagen wir die Vorsehung nicht an.“ Allerdings! aber wir wollen auch nicht, was eben so schlimm wäre, ihre Rechtfertigung durch solch ein Dogma, wie dieses, versuchen. Wie! wer, selbst unwillkürlich, ein Verbrechen veranlaßt, sollte deshalb vor dem Auge seines Schöpfers nicht unschuldig seyn? Ist der Reichthum, der den Räuber in Versuchung führt, dem beraubten Eigenthümer als Verbrechen anzurechnen? Ist das Opfer, welches unter dem Messer des mitternächtlichen Mörders blutet, schuldig zu nennen, weil es die grausenvolle Unthat veranlaßte? Wir können unser Erstaunen nicht bergen über die Darlegung eines so gefährlichen Grundsatzes, der darauf berechnet ist, das moralische Gefühl abzustumpfen und die Gränzlinien zwischen Recht und Unrecht zu verrücken.

„Les Martyrs“, weit vorzüglicher als die „Rathez“, trägt entschieden den Charakter epischer Prosa, und die Erhabenheit des Stils ist mehr im Einklang mit dem Alterthum und der Würde des Stoffes. Die Geschichte fällt in die Regierungszeit des Diocletian und des Galerius, das Sujet ist die Verfolgung der Christen und

namentlich des Helden und der Heldin, Eudorus und Comodoce, Beide zum Christenthum bekehrt, — Ersterer ein Abkömmling des Philopomen, Letztere des Homer — deren Leben und Schicksale das Haupt-Interesse erregen, und die zuletzt im Coliseum zusammen den Märtyrertod leiden. Dieses Buch ist vielleicht reicher als irgend eines von Chateaubriand's Werken an schönen Stellen und glänzenden Schilderungen, doch als Geschichte ist es schlecht angelegt. Es enthält eine Menge Episoden und Nebensachen, die, obgleich gut an sich, dennoch den Fortgang der Hauptbegebenheit hemmen und das Interesse abfließen. Diese Unfähigkeit, eine Erzählung gut durchzuführen, zeigt sich in allen Novellen Chateaubriand's und ist ein Haupt-Hinderniß seiner Meisterschaft in diesem Fache der Literatur. Die Kunst, alle Nebenumstände nach einem einzigen Central-Punkte des Interesses konvergiren zu lassen, wird bei ihm vermißt; selbst wo die Erzählung kurz und die Handlung einfach ist, kann er sich der Abschweifungen nicht enthalten. Sein Genie neigt sich zum Sinnigen und Malerischen, aber nicht zum Dramatischen hin. Bei ihm ist die Novelle nicht sowohl eine Darstellung menschlicher Charaktere und Handlungen, als ein Canvas, um Gefühle und Beschreibungen hinein zu weben. Seine Novellen, seine Reisen und sein „Génie du Christianisme“ können in der That als Theile eines großen Werks betrachtet werden; eines borgt abwechselnd vom anderen, und wiewohl die Form verschieden ist, haben sie doch alle Einen Ton und Einen Zweck. Am auffallendsten zeigt sich sein Mangel an dramatischem Talent bei der Schöpfung von Charakteren und in lebendiger Darstellung der Personen. Er weiß sie nicht zu individualisiren, sie sind immer nur Behälter für abstrakte Empfindungen, gleichsam Mandstücke, um der Welt die Gefühle und Meinungen des Verfassers kund zu geben. Es ist uns, als wenn wir diese und ähnliche Individuen nie gekannt hätten, denn nie können wir sie uns lebendig und handelnd vorstellen. Selbst das lokale Kolorit, das er ihnen giebt, leibt ihnen dennoch nicht mehr Realität in unseren Augen. Chaetas, in seinen heimathlichen Wäldern und seiner National-Kleidung, scheint uns kein Indianer, sondern eine Rousseau'sche Schöpfung, aus idealen Attributen zusammengesetzt, eine Versinnlichung der philosophischen Empfinderei Europa's, in die Felle eines Wilden gehüllt. Man vergleiche Chateaubriand's Wilde mit denen von Cooper, und man fühlt sogleich den Unterschied; der Erstere mag ihre Lebensweise und Ceremonien eben so genau beschreiben, aber Cooper's Indianer sind lebende Menschen, wir verstehen sie, als hätten wir sie gekannt, während die von Chateaubriand nie anders als im Buche gelebt zu haben scheinen.

Das Haupttalent des großen Französischen Schriftstellers besteht in der Beschreibung. Sie bildet den interessantesten Theil seiner Novellen; dies ist es auch, was seine Reise-Beschreibungen, so ungenau sie auch sind, höchst unterhaltend macht. Die neuere Literatur hat wenig aufzuweisen, das seine Schilderung des todten Meeres in dem „Itinéraire de Paris à Jérusalem“ übertrifft. Auch die Schilderungen des ersten Anblicks des heiligen Landes, Jerusalem's, Alexandria's, Athen's, Sinium's, der Verödung des Piräus und der Ari, in Griechenland zu reisen, sind vorzüglich. Es ist schwer, solche Stellen auszugiebeln, ohne ihrem Werth zu schaden; folgendes Gemälde von Jerusalem indeß läßt sich vielleicht herausheben, ohne viel von seinem Effekt zu verlieren:

„Von dem Delberge aus gesehen, jenseits des Thals Josaphat, bietet Jerusalem einen schrägen, von Abend nach Morgen sich senkenden Grund dar. Eine mit Zinnen besetzte Mauer, durch Thürme und ein Gothisches Kastell vertheidigt, umgiebt die ganze Stadt, schließt jedoch einen Theil des Berges Zion aus, den sie ebendem auch umfaßt. Nach Westen hin und im Mittelpunkte der Stadt, in der Gegend des Kalvarienberges, stehen die Häuser ziemlich dicht; aber im Osten, längs dem Thal Kedron, sieht man leere Stellen, unter anderen den Raum rings um die Moschee, die auf den Trümmern des Tempels erbaut ist, und den fast öden Platz, wo ehemals das Schloß Antonia und der zweite Palaß des Herodes emporstiegen. Die Häuser in Jerusalem sind schwerfällige viereckige Massen, sehr niedrig, ohne Schornstein und Fenster; sie endigen oben in platte oder bogenförmige Terrassen und sehen aus, wie Gefängnisse oder Gräber. Das Ganze würde sich dem Auge als eine fortlaufende Fläche darstellen, wenn die Kirchtürme, die Minarets der Moscheen, die Spitzen einiger Cypressen und die Royal-Stauden nicht die einformige Ebene unterbrächen. Beim Anblick dieser steinernen Häuser, von einer feinen Landschaft umgeben, fragt man sich, ob dies nicht die unter einander geworfenen Monumente eines Kirchhofes mitten in einer Wüste sind?“

„Tritt man in die Stadt, so hält Einen nichts für das traurige Aeußere schadlos. Man irrt in engen und ungepflasterten Gäßchen umher, die auf unebenem Boden sich erheben und sich senken, und man wadet in einem Meere von Staub oder rollendem Kies. Leinene Decken, die quer über die Straßen von einem Hause zum anderen gespannt werden, machen dieses Labyrinth noch dunkler. Gewölbte und schmutzige Bazars rauben der öden Stadt vollends alles Licht. Einige armfältige Buden legen nur das Elend zur Schau, und oft sind diese Buden selbst geschlossen, weil man fürchtet, daß ein Kadi vorbeikomme. Kein Mensch auf den Straßen, keiner an den Stadthoren; zuweilen nur schleicht ein Bauer im Schatten hin, indem er die Frucht seiner Arbeit unter seinem Kleide verbirgt, aus Furcht, von einem Soldaten beraubt zu werden. In einem abgelegenen Winkel schlachtet der Arabische Metzger irgend ein Thier, das er bei den Füßen an eine verfallene Mauer aufhängt. Wenn man das abgezehrte und wilde Gesicht dieses Menschen, seinen blutigen Arm sieht, sollte man vielmehr glauben, er habe seinen Nächsten gemordet, als daß er ein Lamm abgeschlachtet. Kein anderes Geräusch wird in der Stadt vernommen, wo einst der Gottmensch den Tod

litt, als hin und wieder der Trab des Mutterpferdes aus der Wüste. Es ist der Janitschar, der den Kopf eines Beduinen bringt oder einen Fellah ausplündern will.“

Folgendes Nachtstück aus den Amerikanischen Wäldern mag eine zweite Probe von des Verfassers Manier geben:

„Eines Abends hatte ich mich, in einiger Entfernung von dem Wasserfall des Niagara, in einem Walde verirrt. Bald schwand der Tag um mich her, und ich genoß in völliger Einsamkeit des schönen Schauspiel's einer Nacht in den Wäldern der neuen Welt. Eine Stunde nach Sonnen-Untergang zeigte sich der Mond am entgegen-gesetzten Horizont über den Bäumen. Ein balsamisches Lüfchen, welches die Königin der Nacht aus Osten mitbrachte, schien ihr, wie ihr frischer Athem, im Walde voranzugehen. Nach und nach stieg das einsame Gestirn am Himmel immer höher. Bald schwebte es still auf seiner blauen Bahn dahin, bald ruhte es auf Wolken-Gruppen, welche den schneebedeckten Gipfeln hoher Berge glichen. Diese Wolken, ihren Schleier abwechselnd entfaltend und zusammenlegend, rollten gleich einem durchsichtigen Gürtel von weißem Atlas aus einander, lösten sich in leichte Schaumflöcken auf, oder bildeten am Himmel Streifen einer blendenden Watte, die dem Auge so sanft erschienen, daß man ihre Weichheit und Elastizität zu fühlen glaubte.“

„Auf der Erde war die Scene nicht minder entzückend. Das bläuliche und weiche Licht des Mondes stahl sich durch die Bäume und warf seine Strahlen-Massen mitten durch die dichte Finsterniß. Der Fluß zu meinen Füßen verlor sich bald ins Gehölz, bald kam er wieder zum Vorschein, von den nächtlichen Gestirnen strahlend, die sich in ihm spiegeln. Jenseits des Waldes ruhte das Mondlicht unbeweglich auf dem Rasen einer Savannab. Zerstreut stehende Birken, vom leisen Hauch des Windes bewegt, bildeten schwimmende Schatten-Inseln auf diesem stillen Lichtmeere. In der Nähe herrschte Schweigen und Ruhe, nur unterbrochen vom Fallen der Blätter, von einem Windzuge oder dem Nechzen des Nachtvogels. In der Ferne hörte man von Zeit zu Zeit das dumpfe Tosen des Niagara-Falles, welches in der Stille der Nacht sich von einer Wüste zur anderen fortpflanzte, bis es in den einsamen Wäldern erstarb.“

Der Stil ist dasjenige Talent, über welches wir bei einem ausländischen Schriftsteller am wenigsten ab sprechen dürfen, wir müssen darin dem Urtheil seiner Landsleute folgen. Diese haben Herrn v. Chateaubriand den Preis der Korrektheit nicht zuerkannt, und er hat die akademische Pruderie der Französischen Puristen durch gewisse Wörter und Wendungen verlegt, die sie nicht als orthodox anerkennen wollen; allein Französische Kritiker sind zu geneigt, der Korrektheit den Geist aufzuopfern und über einen ungewöhnlichen Ausdruck Autoritäten zu Rathe zu ziehen, statt zu fragen, ob er kräftig und passend ist. Man kann daher ihrem Tadel nicht unbedingt beistimmen. Wir, unseres Theils, wollen gestehen, ohne zu untersuchen, ob sein Ausdruck akademisch richtig ist, daß sein Stil für uns einen eigenen Zauber hat. Wir können Unfug von ihm fast lieber lesen, als verständige Dinge von Anderen. Seine Sprache hat einen Glanz, eine Klarheit und häufig eine Kraft, welche hohe Bewunderung und Nachahmung verdient. Obgleich unklar in seinem Raisonnement, ist er es doch nie in Darlegung seiner Meinung. Nichts kann lichtvoller seyn, als seine widersinnigen Behauptungen, und so sehr wir von seinen Meinungen abweichen mögen, so bleibt sie uns doch fast nie dunkel. Herr v. Chateaubriand hat offenbar eine eigene Manier, dennoch ist wenig Originalität in seinem Stil, wie ein mit Fenelon, Rousseau, Büffon, Florian und Bernardin de St. Pierre vertrauter Leser leicht erkennen wird. Es ist gerade nicht Nachahmung, doch kann man sagen, daß ihr Stil auf den seinigen einwirkte, auch kann man von seiner Prosa dasselbe sagen, was von der Prosa Büffon's, Rousseau's und Bernardin de St. Pierre's gilt, daß mehr wahre Poesie darin ist, als in allen Französischen Versen und besonders in denen des Herrn v. Chateaubriand selbst. Er scheint, so wie manche andere Französische Schriftsteller, gleich dem Antäus, seine Kraft zu verlieren, sobald er von dem festen Grund ebener Prosa emporgehoben wird.

Die „Monarchie selon la Charte“, welche Herr v. Chateaubriand während seiner Amtsführung schrieb, und die seinen Austritt veranlaßte und ihm die Angriffe der Polizei zuzog, ist vielleicht sein bestes politisches Werk. Es enthält seine Ideen von der constitutionellen Monarchie, wie er sie dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs am angemessensten hielt. Es ist offenbar, daß die Britische Constitution ihm öfter vorschwebte, als er es zugeben will. Die Unverletzlichkeit des Königs — die Verantwortlichkeit der Minister — das Recht der Kammern zur Initiative bei legislativen Anträgen — die Verbindlichkeit der Minister, sich in den Kammern Fragen vorlegen zu lassen — die Abhängigkeit der Minister von der öffentlichen Meinung und der Majorität der Kammern — die Solidarität des Ministeriums in Hinsicht seiner Akte — die Nothwendigkeit der Pressefreiheit — die Unwechelmäßigkeit einer Ministerial-Polizei, dies sind die vornehmsten Grundsätze, die er darin niedersetzt.

Die Laufbahn des Herrn v. Chateaubriand ist, wie wir hoffen, noch fern von ihrem Ziele. Hoffentlich wird er die Literatur seines Landes noch mit manchem Werke zieren, von wesentlichem Nutzen und dauerndem Ruhm für ihn, als Alles, was er bis jetzt schrieb. Was uns zu dieser Hoffnung berechtigt, ist, daß bei ihm Einsicht und Geschmack seit dem Beginn seiner Schriftsteller-Laufbahn unaufhörlich fortgeschritten, während seine Imagination nichts von ihrer Kraft und Lebendigkeit verlor. Die üppigen Auswüchse seiner Phantasie haben die Fähigkeiten besonnenen Nachdenkens bei ihm überschattet und niedergebunden, und in dem Maße, wie die ersteren beschnitten und zurückgedrängt wurden, haben sich die letzteren heftlicher entfaltet. Eine neue Auflage seiner sämtlichen Werke (die uns nicht

unmöglich (sich) würden wir mit Vergnügen bewillkommen, wenn sie, bereichert mit den Früchten seiner gereiften Erfahrung und befreit von dem üppigen Unkraut, das eine zu nachsichtige Vaterliebe ihn auszurotten verhinderte, vor uns erschiene. (F. Q. R.)

Bibliographie.

- Cours de mathématique. (Mathematischer Kursus für den Civil-Ingenieur.) Von J. Adhémar. 70te Lfg. Pr. 2 Fr.
L'art du bottier. (Die Schuhmacherkunst.) In 214 Kapiteln und 95 Abbildungen, von Francon, Vater und Sohn. Pr. 15 Fr.
Les banques. (Ueber Banken im Allgemeinen und die Französische Bank insbesondere.) Von Victor Lemonnier.
Le bon jardinier. (Der gute Gärtner.) Taschenbuch auf das Jahr 1833. Von A. Poiteau. Pr. 7 Fr.
Fagona — oder der Philosoph. Historischer Roman aus dem Gebiete Fej. Von Piraud de Chaumes. 4 Bde. Pr. 12 Fr.
Le Chansonnier des Graces. (Lieder-Taschenbuch auf das Jahr 1833.) Pr. 3 Fr.

Deutsche Literatur im Auslande.

Deutsche Lyriker, beurtheilt in der Edinburgh Review.

Unsere Dichter, wenn sie sich im Spiegel der Kritik, welche im Auslande über sie ergeht, betrachten, werden meistens eben nicht Gefahr laufen, an ihrem eigenen dort wiedergegebenen Bilde das zu erleben, was dem Narciss in der Fabel geschah. Besonders in den Englischen Journalen, und vornehmlich in den Reviews, sind die Kritiken über Deutsche Literatur und Schriftsteller, bei aller Aneignungslust und Empfänglichkeit für dieselbe, doch in der Regel ungleich scharf und wie mit zersetzenden Säuren angefüllt, und es ist uns in diesem Augenblicke nur eine einzige enthusiastische Kritik erinnerlich, die im Foreign Quarterly Review über einen Deutschen Dichter, und zwar über Jean Paul, hervorgetreten. Als Grund dieser schonungslosen, wenn auch nicht selten geistreichen Miene, welche wir die Beurtheiler in Englischen Journalen so oft annehmen sehen, könnte man einen doppelten anführen. Einmal beurtheilt der Brit den Deutschen immer in einem schwer zu verkennenden Gefühl der Ueberlegenheit seiner Großbritannienischen Nationalität, und er dünkt sich auf einem höheren, weltmännischeren, praktischeren Standpunkt, von dem aus er auf Deutsches Thun und Schreiben gern etwas vornehm herabsieht, wie auf ein nur mit idealer Münze zahlendes Handelshaus. Daher manche verächtliche Aeußerungen ihrerseits über unsere Literatur. Ein anderer freilich seltsam klingender Grund ist der, daß die Verfasser Englischer Kritiken über Deutsche Schriftsteller sehr oft selbst Deutsche sind, und zwar, wie es scheint, desperat gewordene Deutsche, die, der heimischen Zustände überdrüssig, eine gewisse Verstimmlung gegen dieselben nicht ganz verhehlen können, die dann in ihre Ansicht als kritisches Ingrediens überfließt.

Der Verfasser eines im letzterschienenen Hefte der Edinburgh Review mitgetheilten Aufsatzes über Neuere Deutsche Lyrik ist ohne Zweifel ein Deutscher, und wir glauben den Landsmann in ihm in jeder Hinsicht herauszuerkennen. Er zeigt sich zu intim vertraut mit unserem ganzen literarischen Staats-Haushalt, mit unseren Schwächen und Stärken, mit unserer Sprache und Denkungsart, in die sich ein wirklicher Meister schwerlich mit gleicher Gewandtheit und Ueberflüchtigkeit hineinzufinden vermöchte, als daß er uns nicht zu dieser Vermuthung berechtigen sollte; ja, er äußert sich an einigen Stellen über Deutsche Literatur gerade wie Einer, der pro domo spricht. Er kennt außerdem genau die Gränze zwischen der vergangenen Literatur-Periode in Deutschland und der gegenwärtigen und gehört in dieser Beziehung zu denen, welche die mit Goethe's Tod abgelaufene und durch ihn bezeichnet gewesene Literatur-Ära als die höchste und damit abgeschlossene Blüthe der Deutschen Poesie ansehen, wogegen das, was die heutige Tages-Poesie liefert, nur dürres Gestrüpp sey oder höchstens eine relative Geltung habe. Dies ist eine ächt Deutsche und zwar desperat Deutsche Ansicht, die zwar innerhalb unseres eigenen Landes oft genug vernommen wird, aber schwerlich bei einem wirklichen Engländer so lebhaften Anklang finden würde.

Der Edinburgher Reviewer entwirft eine Schilderung von der Dede und Abgelebtheit des gegenwärtigen gewissermaßen nachheroischen Literatur-Zustandes in Deutschland, daß wir uns davor entschließen würden, wenn wir nicht selbst eben in dieser Dede lebten und daher noch an so vielen frischen Blüthenwüchsen in derselben unseren Trost hätten. Er beurtheilt in seinem Artikel eigentlich die fünfte Auflage von Ubland's Gedichten. Das Phänomen der fünf Auflagen bei dem genannten Dichter (zu denen sich, wie wir hören, bald eine sechste gesellen wird) giebt ihm zum Vergleichen Anlaß mit dem gegenwärtigen Zustande der Lyrik in England, wo, mit Ausnahme Byron's und einiger der früheren Balladen Walter Scott's, selten Erscheinungen im Gebiete der lyrischen Poesie mehr ein ähnliches Glück gemacht hätten. Er ist jedoch der Meinung, daß ein Dichter, wie Ubland, wenn er in England aufgetreten wäre, schwerlich große Aufmerksamkeit erregt und höchstens die „honours of a second edition“ davongetragen hätte, und die Folgerungen, die er daraus zieht, scheinen ihm sehr ungünstig für den heutigen Zustand der Deutschen Dichtkunst zu sprechen. Wenn es auch wahr seyn mag, daß der Werth der Ubland'schen Gedichte häufig überschätzt worden ist, so verdanken sie doch schwerlich, wie unser Reviewer mit zu absprechender Kritik meint, ihren Ruhm vorzugsweise dem Mangel an anderen großen Hervorbringungen in der Zeit. Er sagt in dieser Beziehung:

„Zur Zeit, wo die Deutsche Literatur auf ihrer Mittagshöhe

stand, würde Ubland wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Publikums nur in geringerem Grade auf sich gezogen haben. Neben die in voller Blüthe ihrer Kraft herrschenden Genien von Schiller und Goethe gestellt, würde der seinige durch die Vergleichung sich in's Zwerghafte zusammengeschrumpft haben. Aber der Stern Schiller's verliert schon vor seinem Auftreten hinter dem Horizont, und der Goethe's, obgleich noch hell leuchtend, hatte sich doch auch bereits seinem abendlichen Niedergang zugewandt. Ein dämmerndes Zwielicht lagerte sich über die poetische-Hemisphäre von Deutschland, während nur noch einige kleinere Sterne durch die herannahende Finsterniß schimmerten. Es war wie das Anbrechen der Nacht in einer großen Stadt, wo die „Hört Ihr Herr'n und laßt Euch sagen“ bereits die Leute von den Gassen geschlecht haben, wo aber doch noch aus den dunkeln Straßen und Häusern, deren Bewohner den Nachtwächter-Ruf überwacht haben, von Zeit zu Zeit der schreiende Ton eines Liedes oder der Gassenbauer eines Betrunknen erschallt; oder hier und da auch eine Serenade, auf einer morschen Guitarre abgeleiert, die Ohren der Nacht erschreckt. Kein Wunder, wenn in einer solchen Zeit solche Töne, wie die Ubland's, die, aus einem eigentümlichen Standpunkt aufsteigend, Andacht und zarte Gefühle athmen und doch männlich und einfach gehalten sind wie die alte Zeit, manchen Zuhörer, der ihnen lauschte, gefunden und, wie ein Monument, auf das der Wanderer mitten in der Wildniß stößt, durch die Stille und Verlassenheit rings um sie her einen eigenen Reiz gewonnen haben, den sie schwerlich besitzen würden, wären sie im Tagesglanz oder neben dem Wiederhall einer mächtigeren Lyra vernommen worden.“

Näher eingehend auf Ubland's Gedichte, weiß der Reviewer indeß manche interessante Bemerkung zu machen. In seinen Aeußerungen über Deutsche Balladen-Literatur, in der er nur vier Meister — Bürger, Goethe, Schiller und Ubland — anerkennt, scheint hin und wieder eine sehr sinnreiche Ansicht durch:

„Es mag freilich außer den vier genannten noch manchen Andern geben, der in Deutschland einen hergebrachten Ruf in der Balladen-Poesie besitzt, und man könnte meinen, daß ich solche Dichter, wie Tieck, die beiden Schlegel und den Grafen Stolberg, mit Unrecht ausschloß, und ihres schönen Antheils an dem Ruhm, Mitglieder von der Gilde der nördlichen Troubadours zu seyn, beraubte. Ich kann aber dennoch, Alles in Erwägung gezogen, keine Ausnahme zu ihren Gunsten zugeben. Was die Balladen des Grafen anbelangt, — um mit der Pairs-Kammer anzufangen — so ist viel Getöse, aber wenig Kraft darinnen, viel Anschein von Tiefe und Gefühl, aber kein Inhalt. Sie muten uns an, wie die Schlösser in alten Märchen, welche, aus der Ferne gesehen, in einen Feuerglanz getaucht zu seyn scheinen, aber wenn man näher kommt, findet man, daß dieser Glanz nur ein Feuer ohne eigentliche Gluth, ein flackernder Meteorstein sey. In den Balladen Tieck's läßt sich ohne Zweifel ein genialeres Glühen wahrnehmen; sie sind nicht ohne eine milde, getragene und natürliche Wärme, die aber nicht ausreicht, das Blut in Bewegung zu setzen oder den stockenden Fluß des Gefühls zu beleben. Tieck hat in der That ein zu großes Uebergewicht in das bloß musikalische Element seiner Balladen gelegt, während es dagegen mit der Kraft und dem Zusammenhalt in denselben nur schwach steht; sie sind alle süße wohlklingende Laute, wie einüllende Musik, dem unaufhörlichen Flüstern eines Wasserfalls vergleichbar, und hören sich an, als könnten sie im Hause des Morpheus gesungen werden. Was Schlegel betrifft, so entbehrt er nicht des Feuers, aber es ist kein natürliches, sondern nur ein erborgtes. Er gehört in der Poesie zu denjenigen Geistern, die nur durch die Fähigkeit, welche sie besitzen, sich die Denk- und Ausdrucksweise Anderer wie wechselnde Kleider anzueignen, groß sind, so daß ihr ganzer Beruf nur eine endlose Nachahmung zu seyn scheint. Wie bewundernswürdig auch Schlegel als Uebersetzer seyn mag, so kann man doch in seinen Original-Schöpfungen, besonders in seinen Balladen, nichts Ausgezeichnetes wahrnehmen, mit Ausnahme eines höchst glücklichen Tactes in der Versification und eines Stils, der, wenn er auch sonst vielleicht ein wenig zu geschmückt ist, dennoch reiche und wahrhaft klassische Schönheiten entfaltet. Könnten wir uns aber entschließen, zu den oben genannten vier Namen noch einen anderen hinzuzufügen, so würde es der des Maler Müller seyn, in dem mehr ächter Balladen-Geist zu finden ist, als bei irgend einem der zuvor angeführten Dichter.“

„Kehren wir jedoch zu denen zurück, welche wir als die Meister dieser Gattung bezeichneten, so möchten wir ohne Bedenken Schillern die Palme reichen. Bürger's Balladen, nicht selten geschraubt und gemein, obwohl in Behandlung von Gegenständen des Volksglaubens oft den wirkungsvollsten Eindruck machend, sind doch alle zu sehr nach einem Ton gestimmt. Wo er einen höheren Flug versucht, wie in Lenardo und Maudine, erreicht er einen eben so lächerlichen Effect, als wenn man ein Oratorium auf einer Sackpfeife spielen wollte. Goethe dagegen, dessen ausgebildeter Geschmack ihn von solchen Verirrungen fernhält, und dessen mehr plastische Natur ihn befähigt, seine Tonart mit dem Thema zu ändern, tritt jedoch vielleicht nur zu häufig auf die entgegengesetzte Weise. Wenn Bürger zu heftig, zu theatralisch, zu geräuschvoll ist, so ergeht sich dagegen Goethe zu ausschließlich seiner Phantasie, ist zu ruhig in sich selbst und zu unbelümmert, ob er das Gefühl der Andern erzeuge; er ist, um es kurz zu sagen, zu sehr Gelehrte für eine Form, die ihrem Ursprung und Wesen nach so sehr Volkstümlich ist wie die Ballade. Schiller scheint eine glücklichere Mitte darin eingeschlagen zu haben; klassisch und kontemplativ, wie Goethe z. B. in der Bürgerschaft, im Ring des Polykrates, in den Kranichen des Iphigenia, kann er zugleich siegreich mit der Kraft Bürger's wetteifern, wie im Taucher, und dessen Einsalt des Tons erreichen, wie im Toggenburg,

ohne in seine vulgäre Weise auszuarten; während er in solchen Gedichten, wie Fridolin und der Kampf mit dem Drachen, die herrlichste Vereinigung eines reinen Geschmacks mit tiefem Gefühl und ausgezeichneter Schönheit und Malerei der Diction offenbart, und zugleich dabei eine gewisse religiöse Begeisterung, die trefflich mit dem romantischen Charakter der Ballade übereinstimmt, und wonach man bei einem seiner Mitbewerber vergeblich suchen würde. — Umland's Balladen vereinigen viele von den Schönheiten seiner Vorgänger in sich. Wie Bürger, hat er die Eigentümlichkeit des alten Balladenstils, mit allen seinen Zierlichkeiten, Wiederholungen und Inversionen, wohl inne, aber ein reiner Geschmack bewahrt ihn vor den unwillkürlichen Traversieren desselben, in welche Bürger beständig fällt. Uebrigens neigt sich Umland mehr zu Goethe als zu Schiller. Dem tief denkenden und spekulativen Geist und ernstem Gefühl des Letzteren hat er nicht nachzueifern gestrebt; jedoch scheint er auch von der Ueberzeugung ausgegangen, daß Goethe's Balladen, (obwohl sie hinsichtlich ihrer Anmuth, Phantasie und elastischen Beweglichkeit des Ausdrucks wahre Muster sind) doch zu sehr nur in einer Welt der Imagination schweben, und daß ein stärkeres Substrat nöthig sey, um diese Gattung zu tragen. Daher versuchte er in seinen Balladen immer, zugleich ein solches stoffhaltiges Element in die Ader seines edlen Gefühls, das sich zuweilen selbst zur Leidenschaft erwärmt, überfließen zu lassen."

Wir haben die Ansichten unsers Kritikers so hingestellt, wie sie sich geben, ohne unsererseits widerlegende Bemerkungen dazwischen geschoben zu haben. Diese wird sich der Leser selbst im Sinne seiner eigenen Denkungsweise da zu machen wissen, wo der Reviwerer allzu hart absprechend, namentlich in Bezug auf Bürger, verfährt. Die Englischen Uebersetzungen, welche derselbe darauf von einigen Umland'schen Gedichten giebt, liest man jedoch mit ungetheiltem Vergnügen, da sie mit poetischem Geist und Formgewandtheit gemacht sind.

Mannigfaltiges.

— Literatur und Theater in Kopenhagen. Neben der rein wissenschaftlichen Literatur füllt auch die belletristische eine Unzahl von Tageblättern und Zeitschriften. Namentlich in den letzten Jahren sind eine große Menge junger Dichter aufgetreten, von denen manche ein recht beachtenswerthes Talent bekunden. Außer den ewig unvergänglichen Werken der beiden großen Dichter, welche die beiden Hauptseiten des Dänischen Charakters so schön repräsentiren, nämlich den schalkhaften Wik der jovialen Laune und die sanfte Melancholie des nordischen Ernstes, haben besonders Französische Opern und Scribische Lustspiele das Dänische Theater-Reperioir dominirt; die Vaudevilles scheinen jedoch dem Ende ihrer oft gemißbrauchten Herrschaft nahe. Neben denselben haben sich zwei Schulen eines originalen Lustspiels erhoben, wovon die eine zunächst die Holberg'sche Komödie zu ihrem Muster genommen, die zweite in ergößlicher Originalität ein Zwischending zwischen der Italiänischen Opera Buffa und dem Französischen leichten Situationsstücke darstellt. Die Vorzüglichkeit des Dänischen Theaters, dessen Zustand sich mithin sehr wesentlich von dem der jetzigen Deutschen Schaubühne unterscheidet, ist zunächst dem Interesse des Publicums und einigen ausgezeichneten Talenten unter Dichtern und Schauspielern zuzuschreiben.

— Türkische Art, einen Gast zu ehren. „Wohl zwölf Schüsseln“, erzählt der Reisende Slade, „von denen ich aus Artigkeit mehr essen mußte, als ich mochte, und die durch Mangel an Wein noch unschmackhafter wurden, waren mit großer Schnelle auf einander gefolgt, und da eine Pause eintrat, begann ich aufzuatmen, indem ich meine Eck-Aufgabe zu Ende glaubte, als zu meiner Bestürzung eine große Schüssel mit Pillau, der stets das letzte Gericht ausmachte, zwischen uns gesetzt wurde. Da ich seit meiner Kindheit den Reis nie geliebt hatte, so erregte der Anblick dieser dicken fetten Speise mir wirkliche Uebelkeit. Indessen er war einmal da, und hätte ich bloß eine Quantität davon verzehren müssen, ich würde mich glücklich geschätzt haben; allein eine härtere Prüfung stand mir bevor. Der Pascha steckte seine Finger tief hinein und holte eine ziemliche Quantität heraus, mit der er sich einige Minuten zu thun machte, indem er sie zu einer Kugel rollte. Ich starrte, dachte jedoch nicht anders, als daß der delikate Bissen nach gehöriger Zubereitung seinem Halse bestimmt wäre. Es war ein Glück, daß ich seine rechte Bestimmung nicht ahnte, denn der bloße Gedanke hätte meine Eingeweide empört, und dies hätte mir sehr leid gethan vor so vielen Zeugen, des Schimpfes einer Zurückgabe dieser Art nicht zu gedenken. Als der Pascha es bis auf den Umfang einer Stückelugel zusammengerollt hatte, streckte er seine dürre Hand über die Schüssel herüber. Ich wich unwillkürlich zurück, er mit der Hand nach und steckte mir den Ballen — Brrr! — in den Mund. Ich schlang ihn mit einer Art von Berührung hinunter, weiß aber nicht, durch welche Anstrengung meiner Nerven ich ihn bei mir behielt. Die Anwesenden schauten voll Bewunderung darein. Was, ein Kapudan Pascha soll einem Fremden solche Ehre anthun! Hätte es damals in Konstantinopel eine Zeitung gegeben, so wäre dieser Umstand bei unserer Rückkehr als das merkwürdigste Ereigniß auf dem ganzen Kreuzzuge bekannt gemacht worden. Mich freute nur, daß die Ehre zu groß war, um wiederholt zu werden.“

— Disziplin in der Türkischen Marine. Während Tabir Pascha die Flotte kommandirte, zeigten sich eines Tages zwei Korvetten saumselig, den Signalen zu gehorchen. Tabir steuerte auf sie zu und machte ihren Capitainen und Signal-Offizieren Zeichen, an Bord zu kommen. Als sie erschienen, übergab der Pascha sogleich

die Letzteren den Chavassen (Schiffs-Profos) zum Ausprügeln, er selbst aber und sein Capitain zählten den Ersteren mit einem Röbrchen eine gleiche Anzahl Hiebe auf. Daß Tabir dieses Amt in Person versah, geschah aus Schicklichkeits-Gefühl, denn er hielt dafür, daß er dem Dienste schaden würde, wenn Capitaine von irgend einer Person, die unter ihrem Range wäre, eine Züchtigung empfingen. Dies Beispiel that eine herrliche Wirkung, denn beide Korvetten waren von nun an ein wahres Muster der Thätigkeit für die ganze Flotte.

(Slade's Travels.)

— Einfluß der Methodisten bei den Negern in Westindien. „Die Methodisten werden es mir verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme, den Verdacht auszusprechen, daß dem Uebel, welches sie sowohl im Lande als auswärts hervorgebracht haben, nur sehr schwach durch eine gewisse Mäßigkeit im Aeußeren das Gegengewicht gehalten wird. Folgende Bemerkung muß auch den gewöhnlichsten Begriffen, dem verstocktesten Vorurtheil einleuchten: Die Westindischen Pflanzler bekennen, daß sie eine Infurrection befürchten, und doch gestatten sie Sektirern aller Art den Eintritt bei sich. Die Neger sind eine sehr neugierige und scharf beobachtende Race, und nachdem sie gelernt haben, daß es einen Gott giebt, ist das nächste, was sie lernen, daß ihr Herr denselben nicht mit ihnen auf gleiche Weise anbetet. Sie halten ihre Anbetung für die wahre und die ihrer Herren natürlich für eine falsche. So lange sie sich noch am Rande der Civilisation befinden, wird dies noch keine bedeutende Folgen haben; aber der Grundstein ist gelegt, ein Anfang ist gemacht; das Individuum oder seine Familie wird im Laufe der Zeit aufgekärter; er sieht die Unterscheidungs-Merkmale deutlicher, und allmählig durchdringt ihn der Geist der Feindschaft, welchen religiöse Spaltungen immer hervorrufen. Nächstdem ist ein vollkommen organisiertes Spioniren ein Grundzug in dem System der Methodisten; die Geheimnisse aller Familien stehen ihnen zu Gebote. Eltern und Kinder bewachen sich gegenseitig; die Schwester steht dem Bruder, der Bruder der Schwester gegenüber; Jeder ist auf seiner Hut gegen Alle, und Alle gegen Jeden. Auf diese Weise besitzen die Methodisten eine Armee von Abhängigen, welche fast in jedem Hause einquartiert ist und im Innern jeder Pflanzung gebietet. Ihre Herrschaft über jene armen Leute ist so unumschränkt, als die der Jesuiten über ihre Schüler nur immer seyn konnte. Ich will nicht behaupten, daß diese Gewalt bis jetzt mißbraucht worden ist; aber gewiß ist es, daß sie zu den furchtbarsten Zwecken mißbraucht werden kann. Man frage nur die Herren auf Antigua und Jamaica, was sie über diesen Gegenstand denken? Verzeuen sie nicht die Aufmunterung, welche sie den Methodisten haben zu Theil werden lassen? Fürchten sie nicht ihre Gewalt? Sie werden es nicht leugnen.“ (Coleridge's Six Months in the West Indies.)

— Ein Schmuggler-Schiff. Als ich mich in der Kajüte mit Nathes, dem tühnen Geächteten (denn er stand, wegen mehrerer verwegener und erfolgreicher Kämpfe mit den Zoll-Beamten, unter peinlicher Anklage), allein sah, konnte ich nicht umhin, die große Gleichgültigkeit zu bewundern, mit welcher dieser sonderbare Mensch auf die möglichen Folgen seiner Thaten blickte. Er wußte, daß mehrere Kriegs-Schiffe in diesem Augenblick auf der Station kreuzten, daß man von seiner Abfahrt von Blicingen und auch davon unterrichtet sey, daß diese Küste von den Schmugglern zur Landung ausersehen worden; — dennoch lachte er, trank so fröhlich sein Glas, wie ich in einem Klub trinken würde, und fertigte die Botschaften, die ihm von Zeit zu Zeit zukamen, mit dem größten Gleichmuth ab. Er sprach hauptsächlich von seinen eigenen Thaten, und die Scene umher paßte herrlich zu dem Gemälde. Die Wände der Kajüte waren mit Pistolen, Flinten und Stuchbüchsen behangen, und Hirschfänger und Streit-Arte hingen in den Wand-Vertiefungen. Seine Laufbahn war sehr stürmisch gewesen und sein Leben reich an gefährlichen Abenteuern, obgleich er noch nicht über das mittlere Alter hinaus war. Ich fand so viel Gefallen an seinen mannigfachen Erzählungen von tühnen Versuchen und verwegenen Unternehmungen, daß zwei Stunden dahinschwanden, ehe ich aufbrach. Als ich auf das Verdeck kam, war das geschäftige Treiben vorüber, die Contrebande war ausgeladen und durch Ballast von Steinen ersetzt; denn jedes Boot brachte, der Anweisung gemäß, einen Theil davon mit zurück, und so war der Schmuggler völlig in Ordnung und bereit, unter Segel zu gehen. Dies merkwürdige Schiff übertraf an Größe und Schnelligkeit alle andere seiner Klasse und hatte viele und glückliche Reisen gemacht. Seine Ausrüstung war furchtbar. Sechszehn schwere Kanonen standen längs der Verdecke, und außerdem noch zwei metallene Kanonen von kleinerem Kaliber; aller übrige Kriegs-Bedarf war reichlich vorhanden. Aber das Auffallendste war seine wild aussehende, aber vortreffliche Mannschaft. Sie schien einzig für „Kampf und Sturm“ geschaffen, und mit Recht rühmte sich ihr wilder Befehlshaber, er könne jeden Kreuzer von der Größe seines Schiffes in den Grund bohren und sechs Stunden nachher seine Ladung anschiffen. Wir verließen das Schiff, und, nach den Fässchen und Kisten zu urtheilen, die man in unseren Wagen geladen hatte, war mein Vetter bei der allgemeinen Vertheilung nicht leer ausgegangen. Der Geächtete stand auf einer Kanone und schwenkte mit der Hand, als wir abfuhren, und kurz darauf zog er seine großen Segel auf und gewann mit der sinkenden Fluth, von einem frischen Winde begünstigt, die hohe See. Bald war er uns aus dem Gesicht. Dies sollte die letzte Reise der „Jane“ und die letzte That ihres Befehlshabers seyn; denn auf der nächsten Fahrt ging sie zu Grunde, und Alles, was an Bord war, kam mit dem Schiffe um.

(Wild Sports of the West.)